
Rechenschaft von der Hoffnung

|| Predigt über 1Petr 3,15¹

Andrea Strübind

3,15 Heiligt aber den Herrn Christus in euren Herzen. Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist.

In diesem fröhlichen und zugleich feierlichen Gottesdienst begegnen wir uns unter einem sehr herausfordernden Thema: »Wenn man euch fragt ...« – Wir finden uns als Christen hier im Zeugenstand wieder. Da steht einem sofort so etwas wie ein »heißer Stuhl«, eine peinliche Befragung oder ein Kreuzverhör vor Augen. Gestattet mir die Bemerkung: Anlässlich des 20jährigen Jubiläums unserer bayerischen Vereinigung hätte man vielleicht auch etwas Heitereres oder Besinnlicheres finden können als einen solch provokanten Bibeltext! Vielleicht etwas nach dem Motto: »Bis hierher hat der Herr geholfen – Leben und Werk der Vereinigung Bayern.« Oder: »Dem Herrn hintennach sehen – 20 Jahre Segensspuren der Vereinigung Bayern.« Aber nun diese sperrige Gerichtsszene und die Nötigung, kritisch über unseren bisherigen Weg nachzudenken, mehr noch: nach vorne zu schauen auf unseren weiteren Dienst: »Wenn man euch fragt ...« Und nun finden wir uns als einzelne Christen und Gemeinden im ausgehenden 20. Jahrhundert im Zeugenstand vor dem Forum unserer Umwelt wieder. In welcher Weise haben wir an unserem Arbeitsplatz, bei den Nachbarn und in den Medien Rede und Antwort zu stehen? Wir werden von Kollegen, Freunden, Ratsuchenden und nicht zuletzt unseren Kindern zu einer Stellungnahme über unsere Hoffnung herausgefordert. So viele Predigten haben wir schon gehört, aber es gelingt uns immer weniger, unseren Glauben und unsere Hoffnung in Worte zu fassen. Vielleicht weil aus der Rede *mit* Gott zunächst die Rede *von* Gott geworden ist, sodann die Rede *über* Gott und schließlich das Reden über Möglichkeiten des Redens über Gott. Wie aber kann man heute glaubhaft Zeugnis geben von unserem Glauben *an* Jesus Christus?

Eine Antwort darauf soll durch unser gemeinsames Hinhören auf den eben gelesenen Text aus dem Ersten Petrusbrief kommen. Und in der

¹ Predigt gehalten am 26. April 1998 anlässlich der Vereinigungskonferenz zum 20jährigen Jubiläum der Vereinigung Bayern 1998 in Landshut. Dies stand unter dem Thema: »Wenn euch die Leute fragen ...«.

Tat: Jeder Zeitgenosse, der nach dem Christsein fragt, erhält hier präzise Antworten. Um das konkrete Christsein im ausgehenden 1. Jahrhundert nach Christus geht es in jedem Kapitel und jedem Vers dieses urchristlichen Rundschreibens. Es handelt sich um ein Christsein »im Kreuzfeuer«. Die kleinen christlichen Gemeinden, an die sich der Brief richtete, waren dem Mißtrauen und Argwohn ihrer nichtchristlichen Umwelt ausgesetzt. Sie lebten in gefährlichen Auseinandersetzungen. Kleinere und größerer Verhöre und Tribunale waren ihnen nicht fremd. Was können wir von diesen Christen lernen, wenn man uns heute, nicht weniger kritisch, nach unserer Hoffnung fragt?

Wir entdecken zunächst eine erstaunliche Tendenz: Die verfolgten Christen, die sich als Fremdlinge ihrer Zeit und Umwelt fühlten, sollen gerade *weltoffen* sein. Um ihres Herrn willen sollen sie sich leidenschaftlich engagieren zum Guten gegenüber ihrer alles andere als christlichen Gesellschaft. In ihrer Zeit und Welt weit überragenden Hoffnung sollen sie für die jetzige Lebenswelt gerade offen sein und allzeit bereit, ihr Rede und Antwort zu stehen. Ein neuer »Lebensstil«, die unverbrüchliche Hoffnung und die Apologie in Sanftmut – das waren die Faktoren ihrer Glaubwürdigkeit.

Der *erste Faktor christlicher Glaubwürdigkeit* ist der Ruf in einen neuen Lebensstil. Die Gemeinde erhält hier keineswegs den Befehl, in alle Welt auszuziehen, um für ihren Herrn »Jünger zu machen«. Vielmehr sollen sie so in und vor der Welt stehen, daß diese Welt ins Fragen kommt und durch ihre Fragen vielleicht selbst fraglich wird: »Wenn man euch fragt ...« Auf die provokativen Faktoren christlicher Glaubwürdigkeit gilt es zu achten. Über sie wollen wir hier ein wenig nachdenken.

Die Lage der heutigen Welt schreit nach Veränderung. Jeden Tag zeigen uns das die Medien mit ihren bedrückenden Nachrichten. Wenn wir *so* weiterleben, können wir *nicht* weiterleben. Nur tiefgreifende Veränderungen, nur eine Revolution der allgemeinen Lebensweise kann unser Überleben retten, wird uns gesagt. Wird es dazu kommen? Werden sich die Vernünftigen und Weitsichtigen gegen die kurzsichtigen Egoisten durchsetzen? Auf welcher Seite stehen wir selber? Auf der Seite der Egoisten oder der Weitsichtigen? Und was können wir selber zur Veränderung beitragen? Diese Fragen stehen dem Evangelium nicht fern, ja es treibt uns vielmehr mitten in diese Fragen hinein.

Zunächst wird im Ersten Petrusbrief nicht von der Veränderung der Welt um uns herum gesprochen, sondern von uns selbst und unserer eigenen Veränderung. Die Christen lebten damals in einer nicht weniger schrecklichen Welt als wir. Schon wegen ihrer Winzigkeit war an einen weltverändernden Einfluß dieser Randgruppe nicht zu denken. Aber daß ihr *eigenes Leben* sich verändern muß, dessen waren sie sich gewiß. Und dies war ihr erster und unerläßlicher Beitrag zur Weltveränderung.

Das Ziel des Kommens Jesu ist die Veränderung unseres Lebens. Jesus offenbarte dieser Welt einen neuen Lebensstil, nicht nur eine gedankliche Korrektur. »Heiligt den Herrn Jesus in euren Herzen« so wird dies kurz und knapp im Vers 15 zusammengefaßt. Im Judentum ist die Heiligung des Namens Gottes der Sinn des ganzen Lebens. Gottes Volk ist dazu aufgerufen, so zu leben, daß andere erkennen, daß ihr Gott der wahre Gott ist. Auch wir werden durch unseren Text aufgefordert, allezeit Rechenschaft zu geben. Aber der Apostel liefert uns nun keine einleuchtenden Argumente für unseren Glauben, etwa in schlüssigen Gottesbeweisen. Wir erhalten keinen Themenkatalog, der heute aktuell wäre. Vielmehr sollen wir durch die veränderte *Art unseres Lebens* den Menschen um uns herum den Grund anzeigen, aus dem wir leben. Ein Grund, an dem sich dann nicht mehr so einfach vorbeileben läßt.

Das klingt kurios. Wenn Gemeinden bedrängt werden, dann liegt es eigentlich nahe, sich in die eigene Innerlichkeit zurückzuziehen. Um Schwierigkeiten in einem nichtchristlichen Umfeld aus dem Weg zu gehen, verzichten die Gläubigen möglichst auf alle Aktivitäten, die nach außen gerichtet sind. Sie beschränken sich auf rein religiöse Aufgaben wie Gottesdienst, Gebet, Pflege der eigenen Gemeinschaft und der Sorge für die eigenen Gemeindemitglieder. Wächst der Druck von außen, so kultivieren wir eine private christliche Lebensführung. Gerade dann besteht aber die Gefahr, daß aus der Kirche Jesu Christi eine fromme, um sich selbst besorgte Sekte wird. Als freikirchliche Christen, die wir zu recht die persönliche Beziehung zu Christus besonders betonen, sind wir für ein solches Verhalten besonders anfällig.

Der Erste Petrusbrief erwartet dagegen von den angefochtenen Gemeinden einen guten Wandel und einen christusgemäßen Lebensstil unter den Andersgläubigen, ein unerschrockenes Tun des Guten auch in Leid und Verfolgung. Es geht diesem christlichen Lehrer nicht so sehr um Orthodoxie (die rechte Lehre), sondern um Orthopraxie (das rechte Tun). Darin zeigte sich im ausgehenden ersten Jahrhundert die neue Lebendigkeit und Macht der christlichen Bewegung.

Vielleicht vergessen wir angesichts der schönen antiken Denkmäler oft, daß dieses Zeitalter von einer gnadenlosen sozialen Härte, Brutalität und Rücksichtslosigkeit geprägt war, mit der die Randgruppen der Gesellschaft – die Kranken, Behinderten, Arbeitsunfähigen, Sklaven und Kriegsgefangenen – behandelt wurden. Vom Evangelium ging dagegen ein starker Impuls zur Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit aus. Christen lebten eine Gemeinschaft, in der die Schranken der Herkunft, der Standes und des Geschlechts nicht mehr voneinander trennten. Christen waren und sind »eins in Christus«, wie in Galater 3,28 treffende zusammengefaßt wird! »Einheit in Christus!« lautete die tröstliche und zutiefst revolutionäre Parole. Christen unterschieden sich durch ihre Lebensweise sichtbar von ihrer Umwelt. Ihre Ethik, vor allem die Praxis der Nächstenliebe, war der Mittelpunkt des christlichen Le-

bens. Die christlichen Gemeinden versuchten in einer durch Egoismus und Sünde gekennzeichneten Welt etwas Neues, eine neue Solidarität zu leben. »Seht, wie sie einander lieben!, rufen erstaunt die Heiden!« So steht es in einem der ältesten Zeugnisse über das frühe Christentum. Wie steht es mit uns? Ein »neuer Lebensstil«? Wenn wir ehrlich sind, ist dieser erster Faktor für Glaubwürdigkeit altbekannt und darüber hinaus äußerst unbequem. Wir hätten uns lieber eine Liste aktueller Argumente für den christlichen Glauben gewünscht. Möglichst als Kopie zum Abheften oder zum Einschieben in den Terminkalender. Wenn mich dann morgen einer fragt: »Warum läßt Gott soviel Leid zu?«, dann könnte ich etwa nonchalant mit der Patentantwort Nr. 1 kontern. Wenn man mich zum x-ten Mal fragt, »ob es Gott gibt«, verweise ich anhand von Patentantwort Nr. 2 auf bewährte Gottesbeweise, die auch wissenschaftlichen Ansprüchen genügen. Aber warum soll ich durch meinen Lebensstil antworten? Ist das wirklich nötig? Nun, es ist nötig, weil es dran ist.

In unseren Tagen erleben wir einerseits einen Atheismus, der längst nicht mehr kämpferisch ist, sondern in eine allgemeine religiöse Gleichgültigkeit übergegangen ist. Eine praktisch gelebte Gottlosigkeit, ein Leben nach einem zufällig wirkenden Lustprinzip macht sich breit. »*Laßt uns soviel wie möglich leisten, damit wir uns möglichst viel leisten können.*« So ließe sich diese Einstellung in ein griffiges Motto fassen. Auf der anderen Seite boomt der religiöse und esoterische Markt in unvorstellbarem Ausmaß. Mythen, Mystik, Magie und Okkultismus faszinieren unseren aufgeklärten Zeitgenossen, der scheinbar an alles Mögliche und Unmögliche glauben kann, vom Kaffeesatz bis zur Ufologie.

Nur in einem sind sich Atheisten und Neureligiöse einig: Vom Christentum erwarten die meisten nichts mehr. Das christliche Sinnpotential scheint ausgeschöpft zu sein. Unser Glaube an Gott erscheint unseren Zeitgenossen als so belanglos, daß sie sich nicht einmal mehr daran stoßen. Alle großen Ideologien haben am Ende dieses Jahrhunderts ihre Kraft scheinbar vollkommen eingebüßt. Davon ist auch unser christlicher Glaube betroffen. Die Menschen um uns her stellen uns oft keine direkten Fragen mehr »über die Hoffnung, die in uns ist«. Sie verweigern vielmehr den Dialog, sei aus Gleichgültigkeit heraus oder im Bewußtsein eigener Wahrheiten.

Hier gilt es, den neuen Lebensstil Christi einzuüben. Wie er aussieht, zeigen die vorangehenden Verse unseres Bibeltextes. Hier nur einige Stichworte: »Einfühlsames Mitgefühl«, durch das wir uns in die Nöte und Schwächen des anderen hineindenken; »Geschwisterlichkeit«, wenn wir uns auch dann verantwortlich fühlen, wo alle sich heraushalten; »Barmherzigkeit«, wenn wir uns die Not anderer noch an die Nieren gehen lassen; nicht Vergeltung, sondern Vergebung; nicht Geschmack an der Macht, sondern Geschmack am Dienst; demütig sein in einer Gesellschaft der Abzocker. Demütig ist einer, der lieber unten steht als oben. Das liest sich alles geradezu wie ein Kontrastprogramm des Zeitgeistes!

Der Apostel Paulus faßt einen solchen neuen Lebensstil einmal in die bekannten Worten zusammen: »Laßt euch zu den Niedrigen hinziehen« (Röm 12,16). Um welche Ausrichtung geht es dabei? Steht auf der Seite der Schwachen, der Entehrten, der Einsamen und Kranken!, sagt das Evangelium. Auf diesem »Zug nach unten« werden wir, wie der Theologe Eberhard Jüngel einmal sagte, Christus begegnen, der uns dabei vorangeht. Deshalb ist dieser untere Weg ein fröhlicher und gesegneter Weg. Zu diesem glaubwürdigen Lebensstil gehört auch die in unseren Gemeinden derzeit so umstrittene Sexualethik. In einer Zeit, in der Ehen und Familien in nicht gekanntem Ausmaß zerbrechen, Sexualität in pervertierter Form tagtäglich über die Mattscheibe flimmert, gilt es gerade hier vorbildlich zu leben. Wir wissen doch um Gottes gute Weisungen über die Ehe als einer lebenslangen, verbindlichen Partnerschaft von Mann und Frau. Wir wissen um die Ehrfurcht vor dem Leben, gerade gegenüber dem noch ungeborenen Leben, weil jeder Mensch von Gott geschaffen ist, ihm zum Bilde. Für uns kann und darf es es kein »unwertes« Leben geben! Wir müssen protestieren gegen die »Wegwerfmentalität« von Menschen und menschlichen Beziehungen. Und hier ließe sich noch vieles anführen. Unsere christlichen Grundsätze warten auf eine Verwirklichung durch uns und durchaus gegen den Trend. Bieten wir den Vereinsamen, den Verbitterten und Irrenden eine menschlich mögliche Chance der Heimkehr oder kapseln wir uns als kleine, brave Herde immer mehr von ihnen ab?

Allein durch das Verhalten der im Petrusbrief angesprochenen Christen sollen die »Heiden« – so heißt es hier – zum Gotteslob finden. Die Faszination der christlichen Gemeinde ging nicht von Chorälen, Liturgie, Chorussen, coolen Shows oder mystischen Erfahrungen aus; auch nicht von wohlgesetzten Predigten, sondern durch gute Werke. In ihnen wird Gott vor der Welt erkennbar; in ihnen kann jeder Mensch das Geheimnis des göttlichen Erbarmens schauen. Aber täuschen wir uns nicht: Solches Anderssein fällt immer auf, eigenartigerweise oft unangenehm. Es reizt zum Widerspruch bei denen, die angepaßt, gleichgeschaltet und vereinnahmt sind. Aber im Verlauf der Kirchengeschichte machten Christen immer wieder eine erstaunliche Erfahrung: Je mehr sich die Kirche in der Welt als etwas Fremdes erfuhr, desto mehr wirkte sie gerade auf sie ein.

Der zweite Faktor christlicher Glaubwürdigkeit liegt in der Aufforderung begründet: »Seid allzeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist.« Nicht der Glaube, sondern die Hoffnung ist für den Ersten Petrusbrief das Kennzeichen des Christsein. Nicht in erster Linie der bekennende Glaube, der vom Vergangenen trennt, ist ihm wichtig, sondern die Hoffnung, die durch die Geschichte trägt. Christen sind das wandernde Gottesvolk, die Exodugemeinde der Hoffenden.

Mit dieser Erinnerung an die Hoffnung trifft der Erste Petrusbrief mitten hinein in unsere Situation vor der Jahrtausendwende. In unserer Zeit macht sich vermehrt ein Gefühl der geistigen Ungeborgenheit breit. Hinzu kommen Ängste, die durch politische und wirtschaftliche Krisen verstärkt werden. Verunsichert erleben wir den Zusammenbruch ganzer Wirtschaftssysteme, die doch so fest im Sattel zu sitzen schienen. Einerseits sehen wir voller Angst in eine bedrohlich Zukunft. Andererseits nehmen wir diese mit einer schier ungeheuren Lethargie einfach hin. Aurel von Jüchen hat einmal gegen eine solche Perspektivlosigkeit geschrieben: *»Jede Gegenwart verkommt, die ihren Glauben an die Zukunft einbüßt.«* Die Zukunft ist also ein schöpferischer Teil der Gegenwart. Der Glaube an eine Zukunft ist wie ein lebendiges *»Movens«* in jeder Gegenwart verborgen, das sie verändert und bewegt. Mit jeder konkreten Hoffnung wird daher die Zukunft in die Gegenwart hineingenommen. Zukunft ist kein Haben, sondern ein Vor-Haben. Ohne solche Vorhaben wird die Gegenwart alt. Sie vergeht wie das Gras in der Sommerhitze. In diesem Sinne ist unsere Gesellschaft alt geworden. Sie klebt am Status quo. Sie ängstigt sich vor der Zukunft und verfällt mehr und mehr in Resignation. Durch Warenhunger, Vergnügungshunger, Besitzhunger und Leistungshunger mogelt man sich in unserer Freizeitgesellschaft über die eigene Zukunftslosigkeit hinweg. Aber mitten in allem technischen Fortschritt ist die Seele unserer Gesellschaft in tiefe Resignation verfallen, einer Krankheit vergleichbar, wie Max Scheler einmal feststellte. Resignation ist ihrem Wesen nach Zukunftslosigkeit.

In dieser Lage gilt es gerade, *»Rechenschaft zu geben von der Hoffnung, die in uns ist.«* Wir brauchen uns nicht auf spitzfindige Diskussionen einlassen, sondern sollen unserer Hoffnung kraftvoll Ausdruck geben. Sprecht von dem, was ihr tut, was euch bewegt, was euch Mut und Zuversicht gibt! Wir sind doch über unsere Zukunft nicht im Unklaren. Als Nachfolger Jesu wissen wir, daß wir mit jedem Tag und mit jeder Stunde auf Gottes Reich zugehen. Am Ende unseres Lebens steht Gott, der Herr unserer Zeit und unseres Lebens. Eine unbeschreibliche Herrlichkeit des Friedensreichs Gottes wartet auf uns. Diejenigen, die ihre Hoffnung auf Gottes Gerechtigkeit und Frieden nicht aufgegeben haben und sich mit der Welt, wie sie nun mal ist, nicht einfach abgefunden haben, werden an der neuen Wirklichkeit teilhaben.

Je länger ich Theologie treibe, mit anderen Christen im Gespräch bin und auch unsere Gemeindegemeinschaft mitgestalte, desto stärker fällt mir auf, welche geringe Bedeutung unsere Hoffnung auf die Zukunft des Reiches Gottes für unsere Gegenwart hat. Das intensive Sehnen nach der Herrlichkeit *»dort droben«* ist aus unseren Reihen ebenso verschwunden, wie die alten Heilslieder aus unseren Gemeindeliedern. Es hat auch bei uns eine Bewußtseinsverschiebung vom Jenseits zum Diesseits stattgefunden. Spürt man uns da eigentlich noch etwas von unserer Hoffnung ab? Stellen wir uns einmal ernsthaft die Frage: Ist unser Leben von Gottes Zukunft be-

stimmt oder von ihr geprägt? Leben wir von der Hoffnung? Oder stimmt die Beobachtung: Je besser es den Christen geht, um so weniger bereiten sie sich auf Gottes Zukunft vor und um so weniger erwarten sie sein Kommen?

Unsere Zukunft, die Vollendung des Reiches Gottes, Gottes alles veränderndes Kommen – das soll unsere Gegenwart prägen! Wenn wir diese Aufforderung ernst nehmen, brauchen wir keine Angst davor zu haben, daß wir zu passiven und weltabgewandten Jenseitsphantasten werden. Weder der gedankliche noch der reale Rückzug aus dieser Welt ist die Konsequenz, wenn uns das Kommen des Reiches Gottes bestimmt. Im Gegenteil! Wer um seine Zukunft bei Gott weiß und sie ganz und gar an seine Gegenwart bindet, der lebt gegenwärtig anders, der wird gerade jetzt ungeheuer aktiv. Wer sich ganz auf die Zukunft Gottes einläßt, der gewinnt Trost und Geborgenheit, der wird frei. Wohl wahr: Wir gehen einer herrlichen Zukunft entgegen. Wir werden bei Gott sein, kein Tod wird mehr sein, noch Schmerz oder Geschrei. Alle werden zum großen Festmahl der Liebe Gottes kommen: von Osten und Westen, von Norden und Süden. Durch Jesus Christus mögen wir es immer wieder hören: Gottes Liebe hat bereits über die Zukunft entschieden. Seiner Liebe gehört die Zukunft. Das vor allem gilt es weiterzusagen.

Christliche Hoffnung stellt darum alle Allmachtsansprüche der vermeintlichen Herrn der Geschichte in Frage. Ideologien, Weltsysteme und die Mächtigen dieser Welt werden nicht das letzte Wort behalten. Dieses ist einem anderen vorbehalten. Christliche Hoffnung läßt uns nicht einstimmen in die langweiligen Klagegesänge über die Schrecklichkeit der Welt im ausgehenden 20. Jahrhundert. Von der Zukunft bei Gott kommt vielmehr Sinn in unser persönliches Menschenleben und in die Menschheitsgeschichte. Wir hoffen auf eine durch Christus verbürgte heile Zukunft. Es gibt eine Zukunft, die unsere Vorstellungen von Raum und Zeit übersteigt. Es gibt eine Begegnung mit Gott, in der die Beziehung zu ihm uns ganz erfüllt. Ich darf mich darauf verlassen, daß ich einmal uneingeschränkt verstanden werde und ohne Angst ich selber sein darf. Darüber hinaus warten wir auf eine neue Gemeinschaft von Menschen und eine neue Welt.

Jederzeit sollen wir davon Rechenschaft geben und keiner ist von dieser Aufforderung ausgenommen. Wenn die Welt nach der Hoffnung fragt, die in uns ist, so muß diese universale Hoffnung unter den Christen erkennbar werden.

Der dritte Faktor christlicher Glaubwürdigkeit ist die Apologie des Glaubens in Sanftmut und Ehrfurcht: Eine neue Lebensweise, eine lebendige Hoffnung – und nun kommen wir zum Stil. Fragen des Stils sind ja wieder in. Aber gibt es auch im Neuen Testament so etwas wie »Stilberatung«? Allerdings! Die Rechenschaft unserer Hoffnung und ihre Verteidigung soll in »Sanftmut« und »Gottesfurcht« geschehen. Diesem Stilge-

bot entspricht auch der Erste Petrusbrief. Andere Schriften aus dieser Zeit sind voller Polemik und Streit. Bei aller Mahnung zur Standhaftigkeit und Überzeugungstreue wirkt dieser Brief jedoch nie starr, rechthaberisch oder intolerant. Ungläubige werden nie herabgesetzt, man verurteilt sie nicht und macht sie nicht lächerlich. Vielmehr haben diese Christen noch eine Hoffnung, daß sich ihre Zeitgenossen ändern können.

Wie anders geht es uns, wenn wir uns rechtfertigen gegenüber ungläubigen Freunden und Kollegen? Wer sich verteidigt, der legt sich einen Panzer aus Fakten und Argumenten an, die für ihn sprechen. Hier wird von uns dagegen eine Rechenschaft in Sanftmut und Ehrfurcht verlangt. Die Verteidigung unserer Hoffnung soll von anderen Menschen als ein »Angriff der Liebe« erlebt werden. Das ist eine hohe und herausfordernde Aufgabe! Die Überzeugungskraft der christlichen Hoffnung liegt nicht nur in ihrer Lebendigkeit. Auch nicht allein darin, daß sie sich jetzt schon in guten Taten auswirkt, sondern zugleich in der Art, *wie* ein Christ davon Rechenschaft gibt. Gefragt sind: Sanftmut und Freundlichkeit; echte menschliche Güte und Toleranz ohne Fanatismus und Selbstgerechtigkeit und ohne den Gegner verächtlich zu machen. Wir sollen unseren Standpunkt ruhig und sachlich erläutern, verbunden mit einer von Herzen kommenden ehrlichen und nicht nur diplomatischen Freundlichkeit. In Ehrerbietung, nicht in Menschenfurcht. Mit unseren Mitmenschen sollte uns vielmehr eine furchtlose Freundschaft verbinden. Furchtlose Freundschaft – wie ist es um sie bestellt?

Wir sollten unsere Antworten genau überprüfen. Die Rede von der christlichen Hoffnung muß die Signatur des christlichen Liebesgebotes an sich tragen. Denn die Art der Selbstdarstellung der Christen wird zum Argument für oder gegen die Hoffnung. Jedem, der aggressiv, neugierig oder interessiert nach dem Christentum fragt, soll zugleich in einer bestimmten *Weise* Antwort gegeben werden. Sanftmütig, nicht verurteilend, sondern gewinnend. Pastoren stehen als »Berufs-Christen« in Gefahr, über Gott vermeintlich allzugut Bescheid zu wissen. Flink sind wir mit den Antworten bereit. Vielleicht sollten wir manchmal Fragen lieber offen lassen, »damit sie zu Stacheln werden, die uns tiefer in die Wahrheit treiben«. Bloß kein triumphaler Umgang mit göttlichen Wahrheiten. Was wir brauchen, ist Sensibilität. Heinz Zahrnt, einer der Väter des Kirchentagsbewegung stellte einmal süffisant fest: »Die Zeitgenossen fragen uns Theologen, wieviel Uhr es ist, und wir erklären ihnen daraufhin, wie das Uhrwerk zusammengesetzt ist; sie bitten uns um Brot zum Leben, und wir reichen ihnen die Speisekarte.« Wo aber die Hoffnung geglaubt wird, kann dem Fragenden unbefangen, freundlich und ungebrochen begegnet werden. Wer weiß und verstanden hat, kann antworten, kann formulieren, was er glaubt. Eine furchtlose, gottesfürchtige, freundliche Rechenschaft »über die Hoffnung, die uns ist«, die hat unsere Welt so bitter nötig.

So sind uns im Ersten Petrusbrief also drei Faktoren für die Glaubwürdigkeit genannt, »wenn man uns heute fragt«. Die Antworten sind ungewöhnlich und unbequem. Wir werden aufgefordert zu einem neuen Lebensstil, einer lebendigen Hoffnung und einem Zeugnis in Sanftmut und Liebe. Woher bekommen wir die Kraft dazu? Das Evangelium sagt uns: Du kannst viel mehr als du meinst und du bist viel wichtiger als du meinst und dir wird viel mehr geholfen als du meinst!

Hilf uns, Herr Jesus, das zu glauben, darauf das neue Leben und Verhalten zu wagen und so deinen Namen in unseren Herzen und in unserem Leben zu heiligen.

Amen